

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

145 (26.6.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 48

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 48. Karlsruhe, Freitag den 26. Juni 1914. 34. Jahrgang.

Eine Arbeitseinstellung im Altertum.

Von S. Krauß. (Nachdr. verb.)

Unter den ältesten gewerblichen Verbänden des antiken Rom, deren Ursprung nach der Tradition sogar bis auf Numa, den Stifter aller grundlegenden Einrichtungen der staatlichen Ordnung in Rom zurückgeleitet wird, befindet sich neben den Goldschmieden, Bauhandwerkern, Färbern, Riemern, Gerbern, Kupferschmieden und Töpfern auch die Musikantengenossenschaft, welche von den alten Quellen, sogar an erster Stelle aufgezählt, genannt wird. Daß gerade sie uns als ältester Verein entgegentritt, kann nicht wunder nehmen, da diese Berufsgruppe bei den sakralen Handlungen unentbehrlich war und also auch schon in einer Zeit, wo in Rom gewerbliche Arbeit vielfach erst noch vom eigenen Hausstande ausgeführt wurde, als selbständiges, von Freien auszubehendes Gewerbe in Erscheinung trat. Diese alten Genossenschaften waren auf ihre ehrwürdige Vergangenheit sehr stolz und wachten auch mit Nachdruck über den Schutz ihrer — wirklichen oder vermeintlichen — alten Rechte. Ja, die Musikantenkorporation entschloß sich, als der Versuch gemacht wurde, ihre Gerechtfame anzutasten, im Bewußtsein ihrer wichtigen Stellung und ihrer Unentbehrlichkeit sogar zu einem für jene Zeit ganz ungewöhnlichen und als Novum angelegenen Druckmittel, nämlich der Einstellung ihrer bisherigen Leistungen für die Gesellschaft oder, um mit einem modernen Worte zu reden, dem „Streik“.

— Diese einheitlich organisierte, auf geistlicher Basis ohne Gewaltanwendung inszenierte Arbeitseinstellung der ihre Standesehre wahren Musiker ist wohl der erste Streik eines gewerblichen Verbandes im alten Rom gewesen. Eine andere gewerbliche Genossenschaft hätte zu diesem Radikalmittel in der damaligen Periode wirtschaftlicher Entwicklung auch wohl kaum mit Aussicht auf Erfolg greifen können, da die Gewerbe größtenteils von Sklaven oder Hausbediensteten ausgeübt wurden, die höchstens durch Flucht oder durch gewalttätige Aufstände (vergleiche die Heloten- und Sklavenaufstände), nicht aber durch planmäßig organisierte, in gezielten Formen sich bewegende Streiks ihre Lage zu verbessern hoffen konnten. Anders war der Fall gelagert bei dem freien Musikerstande, dessen Tätigkeit nicht anderweitigen Ersatz finden konnte und mit dem man als mit einem wichtigen Faktor wohl zu rechnen hatte, wie dies die Sezession beweist, die sie zur Wahrung ihrer Rechte gegen Ende des 4. Jahrhunderts zur Ausführung brachten. Die treibende Ursache war dabei nicht, wie dies bei den wirtschaftlichen und sozialen Kämpfen der Gegenwart meist der Fall ist, der Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, der Wunsch einer Lohnerhöhung oder einer Verkürzung der Arbeitszeit, sondern es handelt sich um Wahrung der Standes- und Berufssehre und den Schutz der genossenschaftlichen Vorrechte; es war jener Kampf vor allem der Ausfluß lebhafter entwickelten Korpsgeistes und Solidaritätsgefühls.

Veranlassung, Verlauf und Ausgang dieser ersten Arbeitseinstellung einer gewerblichen Korporation im alten Rom war originell und eigenartig genug, und nicht minder seltsam waren auch die Folgen, die man in der Folgezeit an dieselbe anknüpfen zu dürfen glaubte. Auf jenen Auszug der Musiker von Rom nach Tibur, der sich gegen Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. abspielte, wird nämlich der Brauch des Zummenschanzes zurückgeführt, den jene Korporation später alljährlich vom 19.—21. Juni, am Feste ihrer Schutzgöttin Minerva und ihrem Runkfeste, mit Maskenschergen und bunten Verkleidungen

in Weibertracht zu vollführen pflegte; es gilt also diese jährliche abgehaltene Zummfeier als ein Erinnerungsfest an den mißglückten Auszug nach Tibur.

Ueber die interessante Arbeitseinstellung selbst liegen ausführliche Schilderungen vor, namentlich die des alten römischen Geschichtschreibers Livius. Nach seiner Darstellung unterlagten die Senatoren des Jahres 312 v. Chr. der Musikerkorporation das jährliche Festmahl im capitolinischen Tempel des Jupiters, ein uraltes Vorrecht das ihn nach ihrer — übrigens sehr ansehnlichen — Ueberlieferung schon von König Numa gewährt worden war. Ihre Bemühungen um Wiederherstellung der alten Gerechtfame verliefen ergebnislos, so daß schließlich im folgenden Jahre (wohl vor dem erwähnten Jahresfeste) die ganze in ihrer Standesehre gekränkte Genossenschaft zu einem für jene Zeit noch recht ungewöhnlichen und überraschend wirkenden Mittel griff, um gegen die Eingriffe in ihre Privilegien wirksam zu protestieren: sie alle standen wie ein Mann zusammen und wanderten von Rom nach Tibur aus. Nun war in Rom guter Rat teuer. Jedem Streik einer anderen Gruppe hätte man mit Seelenruhe entgegensehen können, da man den nötigen Bedarf ohne allzugroße Einschränkungen auch im eigenen Hause hätte herstellen lassen können. Aber die Musiker, die eine wichtige Stellung auch im öffentlichen Leben einnahmen und die vollends für den Kultus unentbehrlich waren, waren unerseßlich. Keine Prozession, kein Brautzug, keine Reichenbegleitung bei der sie voranschreitend zu blasen hatten, konnte in der durch die Sitte geheiligten Form stattfinden, keine sakrale Handlung ohne ihre Mitwirkung vorgenommen werden; das ganze staatliche und private Leben war in vieler Hinsicht gehemmt; die „verlassenen Opferstätten“ erregten in ganz Rom schwere Gewissensbedenken. Der römische Senat sah sich genötigt, den Weg des Unterhandelns zu beschreiten und bat die Behörden in Tibur durch besondere Delegierte um ihre freundschaftliche Vermittlung. So gerne die Bewohner dieser Stadt sich dem mächtigen Senate gefällig erwießen hätten, und als Unterhändler im Interesse Roms tätig gewesen wären, so scheiterte doch jeder Vermittlungsversuch an der Hartnäckigkeit der in ihren heiligsten Rechten sich gekränkt fühlenden Demonstranten. Den Erfolg ihrer Arbeitseinstellung konnten sie übrigens mit um so größerer Zuversichtlichkeit abwarten, als sie sich ihrer Macht bewußt waren und ihre Unentbehrlichkeit wohl kannten. Die moderne Streikdevise: „Wenn mein starker Arm es will, stehen alle Räder still“ konnten in entsprechender Variante auch schon jene Urbäter der Streikidee dem römischen Senate entgegenhalten. In heikler Lage befanden sich die Bewohner von Tibur, die den Aufenthalt der ungeladenen Gäste in ihrer Stadt mit recht gemischten Gefühlen betrachteten und auf derartigen „Fremdenzufluß“ gern verzichtet hätten. Das in jener Zeit so hochgehaltene Gastrecht in brutaler Weise zu verletzen und der unliebamen Gäste sich unter Anwendung von Gewaltmitteln zu entledigen und sie einfach auszuweisen, erschien natürlich nicht angängig. Auf der anderen Seite wollten sie es aber doch auch mit dem mächtigen römischen Senate nicht verderben. Um sich aus diesem schwierigen Dilemma zu lösen, verfielen sie auf einen originellen Trick:

Man hatte offenbar in Tibur genau die am ersten vermundbare Achillesferse und schwache Seite der Unbeugsamen herausgefunden und baute auf diese Hilfsmittel, das aus bekannten Eigenschaften der Feuchtigkeitheiligen Musikantenfehlen basierte, seinen Operationsplan auf. An einem Feiertage nämlich wurden die Musici in verschiedene Häuser Tiburs eingeladen, um bei festlichem Mahle aufzuspielen und bei dieser Gelegenheit wurden sie derart mit reichlich fließendem Weine traktiert, daß man sie, ohne daß sie, ihrer Sinne kaum mehr mächtig, Wider-

Bei diesen direkten Steuern ist der Grundsatz aufgestellt, daß ein gewisses Mindesteinkommen (ein Existenzminimum) unbedingt von jeder Steuer befreit bleiben muß. Das ist an sich ein ganz richtiger Standpunkt; aber dieses Existenzminimum ist in allen deutschen Bundesstaaten viel zu niedrig gesetzt. Man braucht nicht auf die lächerlich geringe Einkommensgrenze in Neuchâtel, oder im Königreich Sachsen zurückzugreifen, man kann ohne weiteres die Höchstgrenze von 900 Mk. nehmen und muß trotzdem dann zu dem Urteil kommen, daß dieses steuerfreie Mindesteinkommen durchaus nicht ausreichend zur Fröstung einer menschenwürdigen Existenz mehr ist und daß es eine Ungeheuerlichkeit ist, von solch einem Hungereinkommen auch noch extra Steuern zu erheben. — In England ist das Einkommen bis zu 2000 Mk. (160 Pfund) frei von der staatlichen Einkommensteuer, in Oesterreich bis zu 1200 Mk. In England brachte 1911 die Erbschaftsteuer über 500 Millionen Mark. Das sämtliche vererbte Vermögen war durchschnittlich mit 9,4 Proz. besteuert. Würden in Deutschland die Erbschaften nur mit rund 9 Prozent Steuern belastet, dann würden sich hier, zusammen mit der Schenkungssteuer, auch etwa 500 Millionen Mark ergeben, selbst wenn alle Erbschaften bis zu 6000 Mk. steuerfrei blieben, also mehr, als die ganze Reichsfinanzreform von 1911 ergab.

Statt dessen belastet man bei uns immer mehr die Einkommen der Vermögenden und Armen nicht nur mit indirekten Steuern, sondern nach Kräften auch mit direkten Steuern. Man sieht bei einigem Nachdenken sofort, wie gänzlich verlogen die bürgerlichen Parteien sind, wenn sie es so darstellen, als ob die direkten Steuern nur für die bessergestellten und die besitzenden Leute da seien. Nein, in allen Bundesstaaten wird ein großer Teil auch dieser direkten Steuern von den Hungergroßden der Vermögenden genommen.

Dazu kommt dann noch, daß direkte Steuern ja nicht nur vom Staat, sondern auch von den Kommunen erhoben werden als sogenannte Gemeindesteuern. Bei diesen aber geht der Prozentsatz der Steuer vielfach um das Doppelte der Staatseinkommensteuer hinaus, und die Grenze des steuerfreien Einkommens geht weit herunter unter 900 Mk., oft herab bis 200 Mark und zwar auch überall in den Städten aller Gegenden Preußens.

Wir Sozialdemokraten verlangen, daß alle indirekten Steuern langsam abgeschafft und durch direkte Einkommens-, Vermögens- und Erbschaftsteuern ersetzt werden. Dabei sollen dann alle Einkommen bis zu 1600 Mk. steuerfrei bleiben; bei 1600 Mk. soll die Steuer beginnen und von da an soll der Prozentsatz der Steuer steigen, je nach der Höhe des Einkommens. Wehrlich so soll es auch gehalten werden bei der Vermögens- und Erbschaftsteuer. Das wäre nicht nur gerecht, sondern auch kulturell viel vorteilhafter.

Warum allerdings die Besitzenden sich dagegen wehren, das ist begreiflich, weil sie dann ganz anders bezahlen müßten. Gegenwärtig erpressen sie in Form von indirekten Steuern und Zöllen nicht nur die Mißeneinnahmen für das Reich von den Massen der Armen; auf deren Hungereinkommen wälzen sie auch einen erheblichen Teil der direkten Steuern für die Bundesstaaten und Gemeinden über. Sie selbst aber verschleimen es durch einen organisierten Steuerbetrug, Staat und Reich in der unverschämtesten Weise bei der jetzigen Einkommens- und Vermögenssteuer zu betrügen — was mit leichter Mühe durch eine unabsehbare Reihe von Tatsachen sich beweisen läßt.

Wie dumm aber lassen sich jene Männer von den Machern unserer drückenden Steuern machen, wenn sie sie immer auf neue wieder in die Parlamente wählen; und wie dumm handeln auch jene Frauen, die ebenfalls noch nicht dahinter gekommen sind, diesen Männern Recht darin geben und sie in ihrer törichtesten Politik bestärken!

Kleine Nachrichten.

Der Schmachtriemen. Wie Dr. Alie Profé in einer Arbeit über Frauenkleidung in der „Medizinischen Klinik“ erwähnt, hat Dr. Reijser, Stettin, experimentell nachgewiesen, daß das Sättigungsgefühl durch Steigerung des Druckes im Magen hervorgerufen wird. Patienten, bei denen ein Riemen fest um den Magen gelegt wurde, aßen in der Schnürperiode durchschnittlich 8 Prozent weniger, als in der schnürfreien Zeit, weil sie sich früher gesättigt fühlten. Das entspricht auch, bemerkt Dr. Profé, der ärztlichen Erfahrung, daß junge Mädchen häufig von Ehnlust kuriert werden, wenn es gelingt, die einengende Kleidung zu beseitigen. — Im Volksmunde heißt es bekanntlich von Hungerleiden, zu denen leider so mancher Mann und so manche Frau aus dem Volke gehören, daß sie den Schmachtriemen enger schnallen, um sich über das Hungergefühl hinwegzukämpfen. Nach jenen Feststellungen handelt es sich dabei also um eine traurige Wahrheit.

überfahren hatte, verübete seinen Arm. „Wenn Wull nicht schreibt“, sagte er begütigend, „dann schreiben Sie einfach selber, um ihn zu erinnern.“

Briefe und Prosa. Ein Leser schreibt der „Frankfurter Zeitung“: Ich heiße eine alte Familiengronik, in der namentlich meine weiblichen Urahninnen in der schreibseligen Zeit um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts mancherlei aufgezeichnet haben. In einem dieser Abschnitte spielt meine Urgroßmutter eine Rolle. Sie hatte als Kind in Rudolstadt dem Dichtersfürsten Friedrich Schiller, als dieser dem dortigen Hofe einen Besuch abstattete, einen Blumenstrauß überreicht und war dafür mit einem Kuß belohnt worden. Dieses immerhin literaturgeschichtliche Ereignis hatte die beglückte Mutter in der Familiengronik mit gebührender Ausführlichkeit festgehalten und dabei auch erwähnt, daß Schiller beim Anblick des weißgekleideten Kindes die bewundernswerten Worte gesprochen hatte: „O, welch ein holdseliges blondes Mägdelein!“ Hinter diesem Satz befindet sich in einer Klammer neben der zierlichen Handschrift der Mutter in den marianen Schriftzügen des Vaters meiner blonden Urgroßmutter der lapidare Satz: „Sie war ein rothhaariges Luder, welches uns sehr viel zu schaffen machte!“

Für unsere Frauen.

Von der Ungerechtigkeit unserer heutigen Steuern.

Im r. Ueberall in Stadt und Land fliegen uns um diese Zeit wieder die neuen Steuerzettel ins Haus, und wir sehen ihrem Kommen mit der bangen Sorge entgegen, daß sie unliebsame, drückende Steuererhöhungen bringen könnten. Diese Sorge ist leider nur zu berechtigt. Denn in Deutschland werden nicht nur indirekt die Armen besteuert durch Steuern auf alle notwendigen Lebensbedürfnisse; die Einzelstaaten, denen im großen fast alle direkten Steuern überlassen sind, suchen auch das Einkommen der Armen bis zum letzten Groschen und nach den höchsten Sätzen zu besteuern. Das ist nur zu begreiflich. Denn die Herrschenden haben es ja durch vorrutschende Wahlsysteme in den meisten Bundesstaaten in der Hand, deren Landtage so zu besetzen, daß diese die Steuern ganz nach den Interessen der bestehenden Massen ausbauen.

In Preußen z. B. fängt die staatliche Einkommensteuer schon bei einem Einkommen von 900 Mk. im Jahre an, nur daß bei Verheirateten mit zwei oder mehr Kindern unter 14 Jahren einige kleine Vergünstigungen eintreten. Da nun bei den Verheiratheten immer mehr die Frau mitverdienen muß, wendet man außerdem die Methode an, das Einkommen der Frau zu dem des Mannes hinzuzurechnen. Auf diese Weise zieht man zu den direkten Steuern die Frau scharf mit heran, obwohl sie in ihrem Verdienst meistens weit unter 900 Mk. bleiben. Ja, der Mann kommt dadurch ein paar Steuerklassen höher hinauf, und da in den höheren Steuerklassen — soweit es sich um die Arbeiterereinkommen handelt — die Steuererhöhung recht kräftig angezogen ist, so ist das Einkommen der Frau prozentual höher noch als das des Mannes besteuert. — Noch in einer anderen Weise werden solche Familien schlechter gestellt. Dadurch, daß die Frau mitarbeitet, ist zugleich auch der Haushalt in jeder Beziehung teurer geworden, weil nun die Frau sich dem Haushalt nicht mehr so widmen kann. Ein Teil des Verdienstes solcher Frauen geht dadurch wieder verlustig, daß eine Menge Hausarbeiten, wie Waschen, Waschen usw., aus dem Hause herausgegeben werden müssen, die eine nichtmitverdienende Frau selber verrichten wird. Das Verdienst einer Frau ist also für eine Familie keinesfalls ein reines Mehrereinkommen. Aber darum kümmert sich die hochwohlthöbliche Steuerbehörde nicht — das Fraueneinkommen wird bis zum letzten Rest dem Einkommen des Mannes hinzugerechnet und zur Steuer herangezogen. Dadurch erhält dann der preussische Staat auch für seine Steuerstatistik ein günstiges Bild; er kann vermelden, daß immer mehr Familien über das Mindesteinkommen von 900 Mk. hinauszukommen; man kann durch eine solche Steuerstatistik gelegentlich sogar beweisen, daß die unteren Arbeiterereinkommen immer mehr im Steigen begriffen sind. — Die Grenze des staatssteuerfreien Einkommens steht auf 900 Mk. außer in Preußen auch noch in Baden, Braunschweig, Bremen und Hamburg; sie sinkt auf 750 Mark in Sachsen-Meiningen, auf 500 Mk. in Württemberg, Sachsen, Sachsen-Weimar, im großen Industriegebiete Sachsen auf 400 Mk., und so herunter auf 300 Mk. in anderen Bundesstaaten, ja bis auf 150 Mk. in Neuchâtel. Trotzdem kann man darnach nicht ohne weiteres behaupten, daß in diesen Ländern die Arbeiter noch höher besteuert sind als in Preußen. Zum Teil sind in jenen Ländern die Steuerfüße geringer. Zum Beispiel von Arbeiterereinkommen von 900 Mk. bis 1050 Mk. erhebt Preußen 0,62 Proz., Bayern 0,47 Proz., Württemberg 0,49 Proz., Baden 0,58 Proz., Sachsen 0,98 Proz. Am schwersten lastet also wohl die sächsische Einkommensteuer auf dem Arbeiter.

bruch erhob und protestiert hätten, samt und sonders in der Nacht auf Wagen verpackt und im seligen Weirauisch fortgeschafft konnte. In Tibur war man auf diese Weise glücklich der ungeladenen und unerwünschten Gäste ledig. Diese selbst aber waren nicht wenig erstaunt, beim Erwachen auf dem römischen Forum sich zu befinden und zwar noch dazu in den Weiberkleidern, die sie in der tollen Ausgelassenheit jenes folgenschweren Gelages angelegt hatten. Aus Scham über ihren Heringsfall und ihren sonderbaren Habitus sollen sie schleunigst ihre Gesichter hinter Masken versteckt haben. Die Erkenntnis der etwas eigenartigen Situation, in die sie so geraten waren, machte die bisher so stolzen und Unbeugsamen auch einer Kompromißstimmung etwas zugänglicher. Sie verstanden sich bereit zu bleiben und ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen; der Senat war klug genug, ihre momentane Stimmung und Neigung zu einer Veröhnung und Einigung nicht zu sehr auszunutzen und gab ihnen die alten Vorrechte wieder zurück, die forthin nicht mehr angetastet wurden.

In der Sache selbst hatte also die so harmlos und unglücklich-humorvoll verlaufene Sezession mit dem vollen Erfolge der Streitenden geendet: Es wurde ihnen nicht allein das Recht des Speisens beim Juntsfeste auf dem Kapitol, welches das Streitobjekt und den Kernpunkt der Unstimmigkeiten gebildet hatte, wieder zurückgegeben, sondern es wurde ihnen auch gestattet, daß sie an jenem Feste im Juni alljährlich 3 Tage lang in maskiertem Aufzuge mit Gefang und den später als üblich eingebürgerten Maskenscherzen und Possen in der Stadt Rom ihr Wesen zu treiben volle Freiheit haben sollten.

Der letztere Umstand besonders legte der geschichtlichen Kritik die Frage nahe, ob nicht der ganze Vorgang der Arbeitseinstellung und des Auszuges nach Tibur nur als eine ätiologische Sage anzusprechen sei, eben zur Erklärung der Entstehung des Mummenschanzes am jährlich gefeierten Künstlerfeste. Diese Annahme könnte auch darin eine Stütze finden, daß verschiedene römische Schriftsteller die Vorgänge bei der Sezession etwas anders als der Geschichtsschreiber Livius darstellen. Nach Doid hätte nicht das Verbot des traditionellen Juntsfests auf dem Kapitol den Grund des Auszuges nach Tibur gebildet, sondern eine polizeiliche Verordnung, wonach die Zahl der Musiker bei der Sezession etwas anders als auf 10 beschränkt worden, sei, so daß also eine gewerbliche Beeinträchtigung die Auswanderung veranlaßt hätte. Auch läßt diese Geschichtsquelle die Ausgewanderten nicht einzeln von verschiedenen Bürgern Tiburs, sondern alle zusammen auf einmal von einem einzigen Schlaupf, einem Freigelassenen, auf dessen Landgut bei Tibur bewirtet werden; derselbe gebraucht den Trick, mitten im Gelage plötzlich und unerwartet seinen Patron anmelden zu lassen und unter diesem Vorwande die Gäste zum schleunigen Aufbruch zu veranlassen, wobei er sie, statt wie sie glaubten, nach Tibur auf den Wagen vielmehr nach Rom bringen läßt. Hier befahl ihnen der wohlgesinnte der beiden Polizeidirektoren, um den gestrengen Senat zu täuschen und es zu verbergen, daß sie mehr als 10 Mann stark zurückgekommen seien, Masken vorzunehmen und Frauenkleider anzulegen. Die Sache fand Beifall und seitdem erschienen die Musiker bei dem erwähnten jährlichen Feste im Juni in diesem maskierten Aufzuge und sangen scherzhafte Lieder nach alten Weisen.

Im Kerne stimmen aber die verschiedenen Geschichtsquellen trotz veränderter Darstellung der Nebenumstände überein, nämlich darin, daß die Musiker wegen Schmälerung ihrer Rechte nach Tibur auswanderten und durch Ueberlistung zu Wagen wieder nach Rom zurücktransportiert wurden, daß dieser Vorgang zu dem Mummenschanz im Juni Anlaß gab und daß der Genossenschaft die alten Rechte wieder zurückgegeben wurden, die auch fortan unangetastet blieben.

Ueber die geschichtliche Glaubwürdigkeit dieser Darstellungen haben sich Gelehrtenkreise schon wiederholt in gründlichen wissenschaftlichen Erörterungen ergangen, namentlich Professor Dr. Zeller, dessen geistreiche kritische Untersuchung zu einem negierenden Ergebnis gelangte. Es läßt sich wohl heute schwerlich mehr entscheiden, wieviel

an der ganzen Geschichte wahr ist, was Wahrheit und Dichtung ist, was als spätere Zutat und sagenhafte Ausschmückung anzusehen ist. Massendemonstrationen und Sezessionen gehören ja im alten Rom durchaus nicht zu den Seltenheiten, wenigstens im politischen Leben suchte man durch wirksame und imposante Demonstrationen wie z. B. die bekannten Auswanderungen der Plebs auf den hl. Berg usw. einen starken Druck auf die herrschenden Klassen zur Erzielung größerer staatsbürgerlicher Rechte auszuüben. Möglich ist es also immerhin, daß jenen Darstellungen von dem Auszug nach Tibur ein geschichtlicher Kern zugrunde lag, der dann später mit weiteren Zutaten verdrängt und sagenhaft ausgeschmückt wurde. Von Interesse ist diese originelle Sezession aber auf jeden Fall. Wenn vollends die Ueberlieferung der römischen Geschichtsschreiber einen historischen Hintergrund hat, so ist dieser eigenartige Vorgang des Auszuges nach Tibur, der nun weit länger als zwei Jahrtausende hinter uns zurückliegt, als die erst bekannt gewordene Arbeitseinstellung einer gewerblichen Genossenschaft im alten Rom anzuspochen.

Derlogene Moral.

Vor dem Schwurgerichte in Eiberfeld hat in der vorigen Woche ein Prozeß gegen das reiche Bürgermädchen Gilde Wilden aus Düsseldorf und ihrem Verlobten, einem Dr. med. Nolte stattgefunden, der in mancher Hinsicht äußerst interessant war. Die 23jährige Wilden war angeklagt, ihren früheren Geliebten, einen Assessor Nettelbed erschossen zu haben, und Nolte sollte ihr dabei Beihilfe geleistet haben. Zur allgemeinen Ueberraschung wurden, wie wir schon mitteilen, beide Angeklagte von den Geschworenen freigesprochen; ihre Freisprechung mag die temperamentsvolle Schöne zum Teil dem Gutachten der ärztlichen Sachverständigen zu verdanken haben, die ihr bescheinigten, daß sie im höchsten Grade hysterisch und für die Tat, wenn sie sie wirklich begangen habe, kaum verantwortlich zu machen sei — man kennt die Methode.

Dem Prozesse und seinen interessanten Ergebnissen widmet Robert Grösch in der Dresdener Volkszeitung die nachstehenden Betrachtungen:

Gilde Wilden — man glaubt, den Namen schon in maritimen Büchern gelesen zu haben. Jemandem in schlechten Romanen, in denen schon die Namen von schön klingender Oberflächlichkeit sind. In oberflächlichen Nachrichten der Nachrichten- und Generalanzeiger-Presse, in jenen sentimentalen Gartenlauben-Geschichten, die gar so rührend sind und zum Schlusse prompt in eine Verlobung ausarten.

Ja, man hat den Namen schon gehört! Aber nicht in irgendwelcher süßlicher Literatur, sondern in einer blutigen Nachricht, die Mitte Februar dieses Jahres aus Eiberfeld kam. Dort war der Gerichtsassessor Dr. Nettelbed von seiner Geliebten erschossen worden. Und das war Gilde Wilden, die etwa 20jährige Tochter eines Fabrikbesizers. Jetzt sah sie auf der Anklagebank des Eiberfelder Schwurgerichts und ein Vorleben wurde ausgerollt, wie es ähnlich Hunderte junger Mädchen aus gut situierten Kreisen haben, das aber dank unglücklicher Verknüpfungen sowie dank unserer herrschenden Moralanschauungen zur Katastrophe für Gilde und ihre zwei Liebsten wurde. Denn nicht nur um einen, sondern um zwei handelt es sich in diesem Falle.

Der eine war der erschossene Gerichtsassessor Dr. Nettelbed. Sie war 17 Jahre alt und er in jenem Alter, wo der Mann aus „besserer Gesellschaft“ weder heiraten will noch kann. Na also — und da kam es eben zu einer Liebeslei. Ueber Heirat und solche Dinge wurde nicht gesprochen. Gilde war jung und der Kampf um eine Verlobung, um einen Mann, kam erst später, gegen die Zwanzig hin, in dem Alter, wo es den Mädchen plötzlich mit der Heirat eilig wird. Gilde nahm den Heiratsantrag eines Dr. Nolte an. Der war nicht gerade ein Adonis und auch nicht mehr der Jüngste, aber doch ein Mann mit ärztlicher Praxis, ein Mann, der etwas bedeutete, ein Mann in ge-

fürchter Stellung, alles Dinge, auf die das Mädchen ansogenannter guter Familie von Haus aus dressiert ist. So wurde der Assessor überflüssig und das Mädchen die Braut des Provinzialarztes.

Und nun beginnt das Herüber und Hinüber, beginnen die Weiberien zwischen dem Ersten und dem Zweiten, jener Kleinliche Wirrwarr, der Gilde aus dem Gleichgewicht brachte. In dem Assessor erwachte die Eifersucht, die Sehnsucht nach dem früheren Verhältnis. Er redete Gilde von der Vernunftigkeit ab, er trifft sich mit ihr, er schreibt ihr, bis dem Bräutigam die Sache auffällt. Nun tritt der Zweite in Aktion. Er fordert Auskünfte, er fordert Klarstellungen auf Nettelbeds Ehrenwort und als er erfährt, wie tüchtig und wie lange sich die Zwei schon als Mann und Frau kannten, bricht er zusammen. Dazwischen spielt ein bißchen Trunkenheit des Assessors, schnell verjüngte Zusammenhänge der zwei Nebenbuhler auf Maskenbällen, ein bißchen Pistolensfordern, ein bißchen Säbelforderung und ein bißchen Ehrenrat, der die Austragung der Kämpfe verhinberte. Auf diesem Karussell von Kleinlichkeiten, Eifersüchteleien und blutigem Ernst wurde es Gilde wirbelig. An den Förmlichkeiten, den feierlichen Fragen und Aufklärungsforderungen merkte sie erst, was für sie auf dem Spiele stand: die weibliche Ehre, der gute Ruf, wie sie von ihrer Umgebung oft gehört hatte. Alle jene Begriffe und Worte, die der Philister mit Feierlichkeit und Betonung ausspricht, machten ihr den Kopf wirbelig und warm.

Vor dem Ehrenrat mußte Assessor Nettelbed raus mit der Wahrheit. Gilde sieht sich kompromittiert. Dr. Nolte zieht sich von ihr zurück. Es gibt nur einen Ausweg, meint er; der erste Liebhaber muß die Geliebte „rehabilitieren“, sagt er. Wenn auch nur durch eine Ehe „pro forma“, die ja dann wieder geschieden werden kann. Dann ist der Plog wieder sauber, korrekt, und für den Zweiten frei. Und nun kommt das letzte Stadium von Gildes Kampf und Ehre, Ruf und Stellung in ihrem Gesellschaftskreise. Sie sieht plötzlich Zukunft und Leben bedroht, leidet unter hohen Erschlagworten, kämpft um den Mann, der ihre Rehabilitierung verlangt. Die Hysterie zuckt in ihr herum. Sie hat früher Krämpfe gehabt und andere kleine Degenerationsmerkmale aufgewiesen. Sie wird vollständig aus dem Gleichgewicht geschmissen, als Nettelbed sich hartnäckig weigert, auch nur eine pro forma-Ehe einzugehen. Schundroman-Ideen werden in ihr wach, Gedanken an Selbstmord, Revolver und andere katastrophale Dinge. Und eines Tages ist sie so weit, steckt ein Schießkeil ein, das sie bei Nolte gesehen hatte (und das er ihr zur Lösung der Angelegenheit gegeben haben soll), reißt nach Eiberfeld und sucht den ersten Liebhaber in seiner Wohnung auf. Wegen einer letzten Aussprache. Dort kratzte ein Schuß, sie stürzte aus dem Hause und der Assessor starb ein paar Stunden später.

Die Anklage lautete auf vorsätzlichen Mord und die Verhandlung fiel dadurch auf, daß der Vorfindende den getöteten Juristen in sehr mildem und Dr. Nolte in sehr düsterem Lichte sieht. Die Angeklagte behauptet, daß sie nicht an Mord gedacht, sondern eine letzte Auseinandersetzung angestrebt habe. Der Erschossene beleidigte sie in niedriger Weise, sie wollte sich vor seinen Augen erschließen, er suchte ihr die Waffe zu entwenden, das Instrument entlud sich und Nettelbed stürzte zusammen, worauf sie aufgeregt nach Hause fuhr.

So lautete die Darstellung und Verteidigung des Mädchens. Arzt Nolte sitzt neben ihr auf der Anklagebank wegen Anstiftung und Beihilfe und das Publikum drängt sich sensationshungrig im Zuhörerraum. Aber was die Öffentlichkeit interessieren sollte, ist weniger die Frage, ob hier ein Mädchen schuldig ist oder nicht, sondern jenes soziale Drum und Dran, aus dem die Katastrophe geboren wurde und das den Toten samt den beiden Angeklagten zu Opfern machte. Zu Opfern ihres Milieus und überkommener Lebensanschauungen. Wenn je in einer Affäre, so standen die bürgerlichen Ehe- und Moralbegriffe in diesem Drama derart aberwitzig im Raume, daß der verkehrte Unsinn ihres Wesens weit hin sichtbar wurde. Aus einem Mißmach von unbefümmelter, oberflächlicher Au-

gendliche, Angst um den guten Ruf und Satisfaktionsstängel Ehrangelegenheiten ragte wie eine fixe Idee Noltes und Gildes Forderung an den Assessor, die ehemalige Geliebte zu rehabilitieren. Jeder von ihnen weiß: Das Vorleben wäre damit nicht ausgetilgt, wäre nicht besser und nicht schlechter geworden, aber wenn der Schimmer des Traurings dahinter steht, bekommt eine solche Sache in dieser Welt wieder ihr reputierliches, normales Gesicht. Der standesamtliche Akt sollte alles ausräumen, eine Ehe pro forma, wie Nolte vorschlug, ein Bund am Altar, der gleich wieder aus dem Reim gehen und in Scheidung aufgelöst werden sollte. Es hört sich das wie ein zynisch-falt-schnäuziger Simplizissimus-Witz, der hier in Düsseldorf und Eiberfeld mit all seinen grotesken Uebertreibungen in wirkliches Leben umgesetzt wurde. Leute wie der Arzt Dr. Nolte sind Hauptfiguranten dieses Witzes, Leute, die im frisch pufferenden täglichen Leben stehen. Ein Mann von Lebensreise und Erfahrung ist es, der fanatisch auf diese Spielart Heiligkeit der Ehe hält. Man greift sich an den Kopf wie Meister Anton: „Ach verstehe diese Welt nicht mehr.“

Und warum sollte Nettelbed die Geliebte auch nicht einmal pro forma rehabilitieren? Er sagte es dem Mädchen rund und graufam heraus: Da ihr gemeinsames Verhältnis bekannt geworden, sei jede Heirat unmöglich, weil er sonst in seinem ganzen Leben nicht Amtsrichter werden würde. Zeigt sich in dieser Angst und Argumentation des Assessors nicht die ganze wunderbare Sittlichkeit unsere Gesellschaft? Der junge Mann darf Verhältnisse anknüpfen, so viel er will. Das sind kleine Schwereidereien, die diese Welt verzehrend nachhief. Aber wenn dieser selbe Mann einen Bund auf dem Standesamt befestigt, dem ein junges, ehrliches Liebesleben vorausging — dann kann er nicht Amtsrichter werden! Wenn er ein Mädchen nimmt, das ihm Jahre hindurch mit Hingebung anhing — dann kann er nicht Richter werden! Wenn er seine Geliebte durch Heirat aus weltlicher Not und Verzweiflung befreit, wenn er ihr das Leben rettet — dann kann er nicht Richter werden! Und um dieser Karriere willen erklärt der Jüngling dem Dr. Nolte: er pfeife auf das Lebensglück von Fräulein Wilde. Eine Klust tut sich auf, aus der kaltherzige, rohe Grotik, unwahrscheinliche, verschrobene Ehrbegriffe, modrige Anschauungen wie Ungehener glohen und die Fänge nach Opfern ausreden.

In letzter Zeit sind wir von einer bedenkliehen, aufpeitschenden Häufung dieser Opfer erschreckt worden. Eine Berliner Buchhalterin erschießt ihren halbstarren Liebsten, um einen Höhergestellten nicht kompromittieren zu lassen. Minister Caillaux' Frau revolvert den „Figaro“-Reiter Calmette über den Haufen, weil sie um ihre Ehre bangen muß, als Calmette das Vorleben mit ihrem jetzigen Gatten zu entschleiern droht. Gräfin Tiepolo räumt den Bur-schen Politantoni aus dem Wege, weil er ihr zur kompromittierenden Gefahr geworden war. Gilde Wilden fährt mit dem Brotwinz zu ihrem Assessor, weil er sie der Karriere wegen nicht pro forma ehelichen will. Und weitere sinnlose Opfer werden folgen, so lange nicht eine freiersittlichere Auffassung von Liebe, Ehe und Ehre die prüde, verlogene pro forma-Moral vom Söthenthron gestürzt hat.

Aber auch das wird erst das Werk einer sozialistischen Gesellschaft sein.

Allerlei.

Ein Traß. Der bekannte Humorist Harry Leuder erzählt eine hübsche Geschichte von einem seiner Freunde Rab Meiß, der seinen nach Amerika fahrenden Bruder nach Glasgow begleitete. Sie nahmen an Bord gerührt voneinander Abschied, und dann stand Rab am Landungssteig und schrie dem Bruder mit Stenionsstimme Ermahnungen, gute Wünsche und Rebetwünsche zu. Das Schiff entfernte sich immer mehr vom Lande und Rab schrie immer lauter, jedoch die Stimmen der anderen, die ebenfalls Rebetwünsche riefen, völlig überhört wurden. Als das Schiff fast einen halben Kilometer weit war, brüllte Rab mit Aufbietung all seiner Kräfte herüber: „Und schreib auch n mal, Bull.“ Ein Mann, der nahe dabei stand und den Rab immer